

Ernst Cassirer nimmt unter den Klassikern der Philosophie des 20. Jahrhunderts mittlerweile einen festen Platz ein; sein Hauptwerk zur *Philosophie der symbolischen Formen* (PhsF) zieht ein ständig wachsendes Interesse insbesondere der kulturphilosophischen Forschung auf sich. Weniger gut erforscht sind hingegen die naturphilosophischen Aspekte seines Denkens, die nicht erst in den explizit anthropologisch orientierten Spätschriften, sondern schon bei der Formierung seiner Lehre von den „symbolischen Formen“ eine wichtige Rolle spielen. In meinem Beitrag zeige ich, wie sich die von Cassirer in den 1920er Jahren vorgenommene Transformation der kantischen Transzendentalphilosophie in eine allgemeine „Kritik der Kultur“ auch als Auseinandersetzung mit der naturphilosophischen Grundfrage lesen lässt, die Kants *Kritik der Urteilskraft* aufgeworfen hatte: wie „Natur“ so zu denken sei, dass ihr Begriff mit der Idee einer Selbstbestimmung aus Freiheit vereinbar wird. Das von Kant beschriebene Ergänzungsverhältnis von konstitutiv-mathematischer Naturerkenntnis und teleologischer Reflexion auf die Phänomene des Organischen wird in Cassirers PhsF zu einem komplexen System „symbolischer“ Erkenntnisformen ausgebaut, in denen „Natur“ in je spezifischer, teils mit anderen Formen unvereinbarer Prägung erscheint. Zugleich begreift Cassirer die verschiedenen Kulturformen als Exemplifikationen einer allgemeinen „Symbolfunktion“ des Menschen, deren Charakteristik er an ihnen bis auf die naturhafte Ebene physiologischer und unbewusst-psychischer Lebensprozesse rekonstruiert (Gestaltwahrnehmung, Emotionalität und Kreativität, Gestik und Lautbildung als Urformen der Kommunikation). Ich werde dafür argumentieren, dass in diesem Programm insbesondere Cassirers Philosophie des Mythos eine Schlüsselrolle spielt: Denn während ihm zufolge in den mythisch-teleologischen Lebensbegriffen der Gegensatz zwischen hinzunehmendem Naturgeschehen und menschlichem Einflussbereich (Kultur als Raum der Freiheit) unreflektiert bleibt, was es aus wissenschaftlicher Perspektive zu kritisieren gilt, prädestiniert andererseits gerade das vorurteilsfreie Umgehen mit den wiederkehrenden Phänomenen des Lebendigen ohne Rücksicht auf ihre Zuordnung zum Menschlichen oder Nichtmenschlichen die symbolische Form „Mythos“ zu einer theoretischen Brücke, die es der transzendentalen Kulturreflexion erlaubt, das Gemeinsame in den Lebens-, Fühlens- und Wahrnehmungsbedingungen zwischen Menschen und anderen Spezies zu thematisieren, ohne dabei die Distanz zu den mythischen Identifikationen aufgeben zu müssen. Dazu steigt Cassirer in eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Strömungen des biologischen „Holismus“ (E. Ungerer, L. Bertalanffy, J. Uexküll) und der Gestaltpsychologie (K.



Koffka, W. Köhler) ein, die schließlich auch auf sein eigenes anthropologisches Denken zurückwirkt.